

Das Berlinische

Sprachgeschichte und Sprachproben

Von

Professor Edwin Habel

1936

Druck und Verlag von J. Särchen, Baruth (Mark) b. Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Inhaltsverzeichnis

Gedichte sind mit einem * versehen

- I. Der Werdegang des Berlinischen
 - II. Aus der Grammatik des Berlinischen
 - III. Ausdrucksformen des Berliners
 - IV. Sprachproben
 - 1. Eid der Berliner Ratmannen
 - *2. A. Glasbrenner, Der Eckensteher Nante Strumpf
 - 3. A. Glasbrenner, Szene auf dem Spittelmarke
 - *4. Th. Fontane, Berliner Republikaner
 - 5. A. Nalli-Rutenberg, Weihnachtsmarkt um 1850
 - 6. Der Berliner Schusterjunge
 - *7. Berliner Droschkentutscher
 - *8. Das Bollmannlied
 - *9. R. Schmidt-Cabanis, Markthallensehnsucht
 - *10. G. Doehler, Frühling im Tiergarten
 - *11. P. Kunzendorf, Det liebe olle Haus
 - *12. — — — Das Freibad
 - *13. J. H. Wohl, Für 10 Pfennig ins Kino
 - *14. P. Plenum, RdF-Feriengrüße
 - V. Anmerkungen
-

Dem Luisenstädtischen Realgymnasium zu Berlin
in dankbarer Erinnerung
an 25 Jahre beglückter Thätigkeit an dieser Schule
E. H a b e l

Wie sich das Wesen des Berliners oft außerhalb seiner Vaterstadt nicht gerade großer Beliebtheit erfreut, so erfährt auch seine Sprache eine wenig günstige Beurteilung. „Der scheußlichste aller Dialekte“ war das Berlinische für den aus Berlin stammenden Karl Gukow (1811 – 1876), aber auch einem Manne wie Theodor Fontane (1819 – 1898), der uns als genauer Kenner und begeisterter Kämpfer des Berlinertums lieb und wert ist, klang die Sprache unsympathisch; andere sehen in ihr einen Jargon, der zwar im ersten Augenblick Lächeln erregt, aber auf die Dauer das Ohr beleidigt, oder bezeichnen sie als ein buntes Gemisch, das lautgesetzlich nicht zu durchdringen ist, ja nennen sie ein verdorbenes Hochdeutsch, dessen sich ein gebildeter Mensch nicht bedienen dürfe.

Einer solchen Unterschätzung will dies Büchlein entgegenreten. Es will nicht nur möglichst vielen die Ergebnisse gelehrter Forschungen über die Sprache des Berliners zugänglich machen, sondern auch zeigen, daß das Berlinische eine Sprache so gut wie jede andere ist, eine Sprache, die in der Grammatik ihren eigenen Gesetzen folgt und überdies einen recht ausdrucksvollen Wortschatz besitzt.

Die Quellen zu diesem anspruchslosen Büchlein flossen von zwei Seiten. Zunächst lag mir meine vor Jahren begonnene Stoffsammlung vor, zu der so manche Schülergeneration und so mancher Amtsgenosse freudig und reichlich Beiträge geliefert hat. Dazu kamen zahlreiche Schriften und Aufsätze über das Berlinische, vor allem das Buch von Agathe Lasky: „Berlinisch“. Eine berlinische Sprachgeschichte. Berlin, N. Hobbing. Daß ich dieser umfangreichen und tief-schürfenden Arbeit viel, sehr viel verdanke und daß ich mir die Darlegungen der Verfasserin oft zu eigen gemacht habe, wird der Kenner leicht feststellen.

Schmerzlich empfinde ich es, daß das Büchlein in keinem Teile Erschöpfendes bieten kann; der geringe Preis bedingte Kürzungen und Auswahl. Möge trotz solcher Mängel das Büchlein bei dem Nichtberliner zum besseren Verständnis des Berlinischen beitragen und bei dem Berliner die Liebe zu seiner Heimatsprache stärken und tiefer begründen.

Berlin-Karlsborst, im März 1936.
Weselerstr. 13

E. H a b e l.

Abkürzungen

- berl. = berlinisch
eig. = eigentlich
franz., frz. = französisch
hd. = hochdeutsch
mhd. = mittelhochdeutsch
nd. = niederdeutsch
spr. = sprich
u. a. = und anderes
urspr. = ursprünglich
z. B. = zum Beispiel.

â bezeichnet vokalische Länge,
g bezeichnet ein weiches sch, wie das g in genieren.

- > = wird zu
< = entstand aus.
-

I. Der Werdegang des Berlinischen.

Die Deutschen, die Abrecht der Bär, der erste askanische (anhaltische) Markgraf Brandenburgs, um die Mitte des 12. Jahrhunderts in die durch die Kämpfe mit den Wenden entvölkerten Gebiete der Mittelmark heranzuziehen begann, stammten aus den verschiedensten Gegenden unseres großen Vaterlandes. Rheinische Franken waren es, die an der Spree ein neues Kölln gründeten; rheinische Franken waren es, die nach dem Strom ihrer Heimat einen märkischen Fluß Rhin nannten und die Frankendorf (bei Neu-Ruppin) und Frankenförde (= Frankfurt a. O.) anlegten. Auch Niederländer und Westfalen werden unter denen gewesen sein, die in die Mark einwanderten. Die Hauptmasse der Ansiedler aber kam aus dem Stammsitz der Askanier, den anhaltischen Landen, aus der Gegend zwischen Harz und Saale. Die Sprache der dortigen Bewohner war damals niederdeutsch, und so wurde die Mittelmark niederdeutsches Sprachgebiet. Wenn wir heute noch z. B. von der Hasenheide, der Jungfernheide, der Wuhlheide reden, so gebrauchen wir eine Bezeichnung für Wald, die aus den Gegenden um Anhalt stammt; vgl. Dölauer Heide bei Halle. Daß die neuen Bewohner der Mark von den Wenden, die ja nicht völlig ausgerottet waren, so manches Wort übernahmen, ist selbstverständlich. Noch jetzt leben aus dem wendischen Sprachgute stammende Ausdrücke wie Klei, Plöke, Lanke, Luch und Kietz im Berlinischen fort.

Mehr als drei Jahrhunderte blieb die Sprache Berlins niederdeutsch; an seinem Platt hielt der Berliner auch in einer Zeit fest, als unter den Fürsten aus dem Hause der Wittelsbacher (1323—1373), der Luxemburger (1373—1415) und der Hohenzollern durch ihre Bedienten und Beamten hochdeutsche Laute an sein Ohr klangen. Heute noch bewahrt der Sprachschatz des Berliners reichlich niederdeutsches Gut, und ebenso zeugen Laut- und Wortgestalt des Berlinischen von der Verwandtschaft mit dem Niederdeutschen. Niederdeutsch sind Ausdrücke wie Bolle = Zwiebel; Jöhre = Mädchen; Kruke = irdene Flasche; Padde = brauner Laubfrosch; Piraas (Plur. Pirefer) = Regenwurm; Schnute = Mund; Stekerling = Stichling; Zöle = Hund; fluschen = vonstatten gehen; jrölen = laut schreien; klönen = schwätzen; polken = krasen, mit dem Finger bohren; bösig = benommen; doof = taub, dämlich; dune

= völlig betrunken; kiesetig = wählerisch; klöterig = armselig; schmiefe = fein; dunnemals = damals; man = nur, bloß; mank = zwischen, unter. Niederdeutsch sind auch die sprachlichen Eigentümlichkeiten wie die Verkleinerungs-silbe -ken (= hd. -chen): Jungken, Menneken, Olleken; die Endung -et (hd. -es) im Neutrum der Adjektiva und Pronomina: scheenet, jedet; die Angleichung der Konsonanten in den Wörtern: hallweje (aus halbwegs), Melle (aus Melde), Molle (aus Mulde), oller (aus alter) und der Zusammenfall von Dativ und Akkusativ.

In jenes Berlinisch gewähren uns leider nur trockene amtliche und rein geschäftliche Aufzeichnungen Einblick; kein Literaturdenkmal von größerem Umfang und Wert ist uns erhalten — mit Ausnahme einer Mahnung an die Vergänglichkeit alles Irdischen, der Totentanzdichtung, die in der Vorhalle der Marienkirche steht und wahrscheinlich aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts stammt. Die älteste Dichtung Berlins und fast die einzige seiner niederdeutschen Zeit ganz abzudrucken, verbietet der Raum; wir geben als Probe der Sprache jener Zeit den Eid der Berliner Ratmannen und Schöffen, wie ihn das gegen Ausgang des 14. Jahrhunderts angelegte „Berliner Stadtbuch“ aufgezeichnet hat.

Im Anfang des 16. Jahrhunderts beginnt der Berliner die angestammte Sprache mit der hochdeutschen zu vertauschen. Angehörige der Geschlechter schreiben jetzt plötzlich hochdeutsch, alteingesessene Familien verhochdeutschen ihre Namen (Ryke > Reiche, Schum > Schaum), die Beamten wählen für ihre Bemerkungen in den amtlichen Schriftstücken das Hochdeutsche, und selbst Handwerker stellen ihre Rechnungen in hochdeutscher Sprache aus. Was diese auffallende Wandlung herbeigeführt hat, wird sich mit Sicherheit nicht mehr feststellen lassen. Wirtschaftliche Gründe scheinen vor allem eine Rolle gespielt zu haben. „Seit Mitte des 15. Jahrhunderts“, urteilt A. Laskh, „ist der Blick der Städte Berlin und Kölln von der norddeutschen Interessengemeinschaft, von der Hanse, ganz fortgeleitet. . . . Wohl haben die Beziehungen zu Hamburg, zu Danzig usw. nie aufgehört, aber die wichtigsten Umschlagsplätze sind nun Frankfurt a. O. und Leipzig, Frankfurt, die seit alters eng verbundene Stadt, daneben und bald in erster Linie Leipzig. . . . Hier in Leipzig konnte man natürlich das berlinische Niederdeutsch nicht brauchen; man mußte, um sich zu verständigen, umlernen, das Hoch-

deutsche, das man um sich hörte, so gut oder so schlecht es ging, aufnehmen“.

Die Sprache, die der Berliner so im mündlichen Verkehr lernte, war das Obersächsishe. Ein Vergleich des Berlinischen mit dem Lautstand jenes Dialekts zeigt das deutlich. Hier wie dort haben wir die gleiche Verteilung von ei und ee, von au und oo: mein (aber nd. min), Steen (nd. Steen), Haus (aber nd. Hus), Boom (nd. Boom); hier wie dort finden wir die Entrundung von ö und ü: schön > scheen, süß > sieß. Ebenso tritt im Konsonantismus der Einfluß des Obersächsischen zutage. Dies im einzelnen zu zeigen, würde zu weit führen; ein paar Beispiele müssen genügen:

obs.	Ferd	schlafen	reich	machen	Wasser	aus
berl.	Ferd	schlafen	reich	machen	Wasser	aus
nd.	Perd	slapen	rit	maken	Water	ut. *)

In Leipzig lernte der Berliner schließlich auch seine Aussprache des g: jehn = gehen, Jott = Gott, jut = gut. Heute allerdings hört man j für g dort nicht mehr. Aber noch der 1766 verstorbene Leipziger Professor Gottsched weiß zu berichten, daß der Mann aus dem Volke so spreche. Einzelheiten mögen das Bild vervollständigen. Die Formen fuffzen und fuffzich (nd. fintein, fintig), mehrschtenbeels (nd. meistendeils), ville (nd. vel), wibder (nd. wedder) und auch die Konstruktion: er lernt mir (nd. lihren = lehren und lernen) sind obersächsischer Herkunft.

Dagegen hat das Obersächsishe den Wortschatz des Berliners nicht allzu stark bereichert. Folgende Worte stammen von dorthier: Bettbezieje = Bettbezüge; Mandel : Garbenpuppe auf dem Acker; Stolle : Kuchen in Form eines länglichen Brotes; Strippe : Bindfaden; Stulle : bestrichene Brotschmitte; Zepper : Töpfer; Zetspielen : ein Haschspiel; Zicke : Ziege (besonders im Gegensatz zum Bock).

Wenn heute eine Ähnlichkeit zwischen den beiden Mundarten kaum mehr vorhanden zu sein scheint, so erklärt sich das leicht. Man

*) Eine Ausnahme scheinen id = ich, wat = was und det = das zu bilden. Hier liegt, wie uns A. Lasch gelehrt hat, die Sache folgendermaßen: Erst im 19. Jahrhundert sind id und wat, die der älteren berlinischen Allgemeinsprache nicht angehören, dem ursprünglich sächsischen Lautstand nach nicht angehören konnten, berlinisch geworden; bisher galt ich, was. Noch jünger und bis in die Gegenwart noch unfest ist die Ersetzung von des (das) durch bet.

übernahm wohl in Berlin die sächsischen Formen, aber sprach sie von Anfang an niederdeutsch aus und beanstandete vor allem bald die Aussprache p (im Anlaut wie b: Gebäck = Gepäck; haar = paar) und des t (im An- und Inlaut wie d: Dorf = Dorf, Leide = Leute). Es war eben „ein anderer Menschenschlag, der sich hier der übernommenen Sprache bediente und der in vier Jahrhunderten geschichtlichen Werdens mit ihr verwichs“.*)

Zunächst war es nur die bürgerliche Oberschicht, die sich des Hochdeutschen bediente; weite Kreise Berlins hielten an dem gewohnten Niederdeutsch fest. Allmählich drang aber doch die neue Sprachform vor, und um die Mitte des 18. Jahrhunderts ist Berlin eine sprachlich einheitliche Stadt. „Schwer fällt es, sich ein Bild der eigentlichen Umgangssprache vom Großen Kurfürsten bis zu Friedrich dem Großen zu machen. Das lebendige Wort ist verhallt, und für schriftfähig galt diese Sprache nicht. Aber einiges flackert hinein von echt Berlinischem, selbst in die Schriftstücke der Höchstgebildeten.“ Ein paar Wortgruppen aus Briefen preussischer Könige mögen dies veranschaulichen. König Friedrich I. (1688 – 1713): es jehe wie es wolle; um tobac zu rochen; wegen daß warme Wetter. Friedrich Wilhelm I. (1713 – 1740): so doll ist es sein Dahge nicht gewesen; in Zeitten von mein Vatter; wer mir beißt, dem beiße [ich] wieder; habe mir sehr verwundert zu hören daß Friedrich II. (1740 – 1786): Ich bedanke mir vohr das gelbt; manß den Unteroffizieren; bleibe du man (= nur) ein (= zu Hause); er ist nachs Mecklenburgische gegangen; ehr A. nach Berlin kömt.

Bedeutsam für den berlinischen Wortschatz ist inzwischen auch das Französische geworden. Im 17. und 18. Jahrhundert, als Frankreich in politischer und geistiger Hinsicht ein gewaltiges Übergewicht über das durch den dreißigjährigen Krieg geschwächte Deutschland besaß, war das Französische bekanntlich die Sprache der Höfe und vielfach auch der gebildeten Kreise. Eine stattliche Menge französischer Wörter ist dadurch leider in unser Deutsch eingedrungen. In Berlin lagen die Verhältnisse nicht anders. Dazu kam, daß seit den siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts in der damals etwa 20 000 Einwohner zählenden Stadt sich zahlreiche französische Emigranten niederließen. Der Einfluß der „französischen Kolonie“ war

*) So Karl Nafe in seinem Aufsatz „Unser Berlinisch“ [= Berliner Lehrerzeitung 1923 Nr. 23 f.].

groß. Als Sprachlehrer und Erzieher, als Gouvernanten und Bonnen waren diese Fremden in reichen Familien tätig, als Gewerbetreibende und Beamte kamen sie mit dem einfachen Mann in Berührung. Kein Wunder, daß so manches französische Wort ins Berlinische eindrang. Hier nur einige Wörter: Bude (frz. boutique Laden) = Kneipe; Feez (frz. fête) = Spaß, Unsinn; Forche (frz. force) = Stärke; mobil (frz. mobile) = lebhaft, gesund; partu (frz. partout) = durchaus; Schose (frz. chose) = Sache, Angelegenheit; Stampe (frz. estaminet Speisewirtschaft) = Kneipe üblen Rufes; Visage (frz. visage) = Gesicht. Hingewiesen sei auch auf die deutschen Wörter, die mit französischer Endung versehen worden sind: Futterage = Eshwaren, Kleedage = Kleidung; pechös, schauderös; Kneipjee, Schlappjee und auf die Bildungen, bei denen dem französischen Wort seine deutsche Übersetzung beigefügt worden ist wie Koteeseite (frz. côté) = Seite, Pleesierverniejen (frz. plaisir) = Vergnügen, Schapohut (frz. chapeau) = Hut.*)

In den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts beginnt man, dieses Berlinisch als fehlerhaft zu bekämpfen, und bald nennt man es auch eine unschöne und minderwertige Sprache. So verfaßt 1791 der Konrektor des „Grauen Klosters“, Karl Philipp Moritz, eine Reihe von Aufsätzen, um die mundartig berlinischen Formen auszumerzen. Trotzdem reden noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sogar Gelehrte mit stark berlinischer Aussprache. Ein Gespräch, das der Berliner Universitätsprofessor Karl Lachmann 1839 in einem Briefe als Erlauscht mitteilt, mag dies zeigen. Lachmann erzählt: Auf dem Leipziger Platz gehen hinter mir zwei Literaten. „Na, wie jefällt dir denn die neue Ausjabe von Lachmann?“ — „Na, so'n neier Herausgeber will denn immer verbessern, un das jehz doch nich; es liest sich aber recht anjenehm. De Bossische Buchhandlung hat würklich alles meglische gedahn.“ Wie der einfache

*) Daß auch andere Sprachen dem Berliner Ausdrücke geliefert haben, mag kurz erwähnt werden. So das Lateinische: Animus = Ahnung, intus: ich hab schon 4 Bier intus, Pülle (lat. ampulla) = Flasche, Schwade = Nebegabe u. a.; ferner das Slawische: dalli = flink, Kabache = banfälliges Haus, Plauze = Bauch u. a.; vor allem die Gaunersprache (das Notwelsch): dufte = richtig, gut. Kaschemme = Kneipe üblen Rufes. keß = dreist, frech. Klust = Kleidung. Kohl = Geschwäg. Zosse = (altes) Pferd u. a.

Mann damals in Berlin sprach, können wir am besten aus den Schriften A. Glasbrenners (1810—1876) ersehen, in denen ein bunter Reigen aus allen Schichten des Altberlinerturns an dem Leser vorüberzieht. Wir bieten aus den heute zumeist verschollenen zahlreichen Heften seiner beiden Reihen „Berlin, wie es ist und — trinkt“ und „Buntes Berlin“ einige Proben und verweisen im übrigen auf das kleine in Reclams Universalbibliothek (= Nr. 5226) erschienene Büchlein „Alt-Berlin“, das einige der besten Glasbrennerschen Skizzen aus dem Berliner Volksleben enthält.

In der folgenden Zeit meiden die Gebildeten in immer stärkerem Maße das Berlinische, und bald beschränkt es sich auf die unteren Kreise. Aber auch heute kann der „gebildete“ Berliner seine Herkunft nicht verleugnen. Nicht Lautstand oder Syntax, wohl aber der Wortschatz verrät ihn; er kann nicht lassen von den berlinischen Wörtern, die er als Kind in sich aufgenommen und sich zu eigen gemacht hat. In den unteren Schichten wird das Berlinische heute nicht mehr ganz rein gesprochen; die Fremden, die in der Hauptstadt des Reiches längere oder kürzere Zeit als Gäste weilen oder ihren dauernden Wohnsitz nehmen, vor allem aber die Arbeit der Schule tragen dazu bei, das Berlinische immer mehr zu zerlesen und der Schriftsprache anzugleichen. Gleichwohl ist an ein völliges Aussterben der Berliner Mundart kaum zu denken. Doch selbst wenn der Leib vergehen sollte, bleiben wird dem Berliner der Geist: die sprachschöpferische Gabe, die erstaunliche Schlagfertigkeit, die kritische Neigung, der treffende Witz und der gesunde Humor.

II. Aus der Grammatik des Berlinischen.

Zur Aussprache. Die Schreibung der Wörter ist in den abgedruckten, aus verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Verfassern stammenden Sprachproben nicht einheitlich; sie entspricht auch ebenso wie bei den von uns gewählten Beispielen nicht völlig der berlinischen Aussprache. Dies gilt vor allem vom r.

Außer dem Doppel-r (Karre, schnurrig) und dem r im Anlaut (raten, rot) hat das Berlinische so gut wie kein r. Dieser Konsonant verschwindet ganz z. B. in Oskar > Oska, Richard > Richat; er klingt fast wie ch z. B. in Garten > Tachten, Portier > Pochtsee; er wird zu a z. B. in Uhr > Ua, wir > wia. Auch „er“ wird in den Vorsilben ebenso wie „er“ oder „or“ am Ende des Wortes zu a: varickt = verrückt, zalumpt = zerlumpt; dicka = dicker, Kondita = Konditor.

Sp und st werden wie schp und scht gesprochen, aber der Berliner sagt auch Schkat = Skat, Schkandal = Skandal, Schlowake = Slowake und spricht sch hinter r: borschtig, durscht.

Über die Aussprache des g sei folgendes gesagt:

g lautet im Anlaut wie j: jut = gut, Jabe = Gabe; g klingt aber auch wie j im Inlaut nach e, i, ei, l, r: Rejel, Morjen; ferner in der Nachsilbe ig bei Inlautstellung: bredje und in fremden Wörtern nach a, o, u, au wie in Majistrat, Portujal und auch in Aujust, Hujo — aber stets Rheologe, tragisch. Dagegen wird g im Auslaut wie ch in „ich“ gesprochen nach e, i, ei, l, r: Zweich, Sarch; aber wie ch in „ach“ in Wörtern wie gesaacht, Montach, fluch u. a.

Was so manchen sprachlich geschulten und des Berlinischen unkundigen Leser an der Berliner Mundart unangenehm berührt, ist der Gebrauch des Akkusativs in Fällen, wo die Grammatik den Dativ fordert. Dazu einige Worte. Die heutige Schriftsprache kennt den Zusammenfall von Dativ und Akkusativ nur im Plural von „wir“ und „ihr“: uns, euch. Dagegen ist im Niederdeutschen auch ein Ausgleich im Singular der 1. und 2. Person eingetreten; nd. mi und nd. di steht für Dativ und für Akkusativ. Der Berliner setzte, als er einst die hochdeutschen Formen mir und mich, dir und dich kennenlernte, für sein nd. mi und di das ähnlich klingende „mir“, obwohl das im Hochdeutschen nur der Dativ ist. So kennt also das

Berlinische von Haus aus nur „mir“ und „dir“; wenn wir trotzdem heute oftmals „mich“ und „dich“ hören, so liegt das daran, daß der Zug von Bevölkerungsmassen, denen „mich“ und „dich“ geläufig war, sowie die Schule nicht ohne Einfluß geblieben ist.

Das Gefühl für den Unterschied von Dativ und Akkusativ ist dem Berlinischen auch sonst so gut wie ganz verloren gegangen. Schon in der Form kommt das deutlich zum Ausdruck. Die Dativendung — em wird zu — en; bei den auf n ausgehenden Wörtern schwindet sie sogar ganz: dem > den, großem > großen; meinem > mein, scheinem > scheen. Beispiele: den haa't ornlich Bescheid gefaacht; wen haste det wechjenommen? uff mein Kissen = auf meinem Kissen; sonn (= so einem) Menschen jeb id nisch.

Wie formal, so kann auch grammatisch von einer Scheidung der beiden Kasus nicht die Rede sein. Es entstehen Konstruktionen wie: Ich hab mir jeerjert. Helf doch die Kleene mal! Haste die Kinder wat mitgebracht?

Aber stets „ihm“ in den Redensarten „Hau ihm, Lukas“ und „Hat ihm schon“ (= ist schon geschehen).

Ähnlich steht es bei den Präpositionen; sie verlangen bei einem Nomen den Akkusativ, beim Personalpronomen meist den Dativ: nach'n Dokta; von de Pelle; von (vont) Jeriste; komm uff mir zu, ohne dir jeh't's nisch, id red mit'n (= mit ihm) nisch. Aber: uff'n (uffs) Dach, aus'n (außet) Fenster. — Es heißt: „Haste bein Schlechter injekooft? Aber meist: „Biste beim Becker jewesen?“

Dagegen werden bei den beiden Personalpronomina „sie“ und „Sie“ die Dativ- und Akkusativformen (sie = ihr; sie = ihnen; Sie = Ihnen) in größter Zwanglosigkeit gebraucht: Ich loof se (ihr) nisch nach. Haste se (ihn = ihnen) wat mitgebracht? Sie (Ihn = Ihnen) kenn id doch. — Ich kann nisch aufse (aus ihr) rauskriegen. Ich soll bei Sie (bei Ihn = Ihnen) bleiben. —

Auf eine zweite Eigentümlichkeit der Berliner Mundart möchte ich dann hinweisen: Dem Berlinischen fehlt der Genitiv fast ganz; er wird gebildet

1. durch die Umschreibung mit „von“: Die Mutter von det Kind, der Macher von't Janze;

2. durch den sogen. sächsischen Genitiv: Vaterns Jeld; du kommst in Deibels Kiche;

3. durch den Akkusativ und das zugehörige Pronomen: det is den Berliner sein Fall; det is nischit for mein Vater sein Sohn; meine kleine Schwester ihre Puppe; wen sein Buch is det?

Auch die Pluralbildung ist im Berlinischen nicht der Schriftsprache gemäß. Im Plural wird angehängt

1. er (meist bei einsilbigen Substantiven): Ding: Dinger, Steen: Steener, Stoc: Stecker — Radieser (von einem früheren Radies = Radieschen);

2. n (meist bei Wörtern auf l oder r): Pantoffeln, Stiebeln, Fenster;

3. s: Bengels, Froschens, Meechens.

Bei einer Reihe von Substantiven weicht das Geschlecht von dem Gebrauch der Schriftsprache ab. So sind z. B. männlich: Datum, Jas (= Gas), Liter, Meter, Seidel, Soffa (= Sofa), Ziejarn (= Zigarre). — Das Wurm = kleines Kind; das Strick = Seil, der Strick = übermütiges Kind.

Das Adjektiv wird im Nominativ und Akkusativ des Plurals hinter dem bestimmten Artikel nicht schwach flektiert: die scheene Eppel, die neie Katoffeln. — So auch: die velle Menschen; sonne demliche Wiße, sonne sehre Koppschmerzen. — Aber: die janzen Leute = alle Leute.

Dann sei auf die abweichende Konjugation einiger Verben hingewiesen. Der Stammvokal der starken Verben ändert sich im Präsens des Indikativs und im Imperativ meist nicht: Keese ekte nich? Er stoost mir. Sie fangt an. Wie't grade trefft. — Helf mir mal! Seh dir vor!

Übrigens wird die Befehlsform nicht gerade häufig gebraucht; der Berliner ersetzt den Imperativ

1. durch das Präsens: denn jehste dahin, dette jehst!

2. durch „wollen“ und „werden“ mit Infinitiv: willst du jehn! wirste woll uffstehn!

3. durch einen Fragesatz: fahste mal mit an?

4. durch das Partizip: man nich jeschimpft!

5. durch den Infinitiv: nich drengeln!

Einige schwache Verben bilden ein starkes Part. Perf.: jehangen, jestorben, jeschumpfen, jewunken, jewunschen u. a.

Einzelne Verben.

begegnen: ick hab'n bejezent = ich bin ihm begegnet.

brauchen: drum brauch er donnich sleich haun; aber stets: wat der Mensch braucht (= nötig hat), muß er ham. — brauchen wird also als Hilfsverb nicht mit „zu“ verbunden.

haben: Präs. habe ick > haf; habe ich es > haaks; sie haben > se ham. Part. jehatt. Inf. ham. Aber „sich haben“ = sich zieren: hab dir nich! er hat sich jehabt. — Es heist: da haste wat ze siken, ick habe Jeld ze liezen (statt des bloßen Infinitivs).

dürfen: Präs. ick derf, ick dirf; du dirfst. Prät. ick derfte. Part. jederft. Inf. meist derfen.

gelden: det jildet nich, det jelt mir (neben jilt); det jolt nich (neben jalt).

kommen: er kimmt (neben kommt).

lernen: 1. = lernen, 2. = lehren. Wer hat dir det jelernt? Sie woll'n meinen Jungen belernen? Ach, Ernst, ach Ernst, wat du mir allens lernst!

malen, mahlen: een Fund jemalten Kaffee; det sieht aus wie jemalen.

mögen: Präs. fast nur: ick mechte; det mechte woll? Inf. mechten: det hett ick mechten sehn.

sein: Präs. du bist, aber vor d und t nur „bis“: bist woll nicht bei Troste? du bis doof; er is; sie sin (neben sind). Inf. sind, sin: laß det sind (sin). Imp. sind Se so jut!

sollen: Präs. soll = soll ich? solste = sollst du? — sollen = werden: denn solln Se mal wat erleben! Dir soll der Deibel frikassieren.

stechen: 1. = stechen, 2. = stecken. Stech mal den Jas an! Stech dir eene in't Jestsichte! Aber: et is frisch anjestecht.

werden: Präs. ick wer, du wist, er wit, wir wern, ihr wert, sie wern. Inf. wern. Part. jeworn: jestern sind se jetraut jeworn.

wollen: wiste = willst du?

Adverbia (Umstandswörter).

allermeist = vollständig: det is allermeist jenung.

amende (= am Ende) = wohl gar, vielleicht: amende kommt er ieberhaupt nich.

- denn = dann: na, wat is'n denn = was ist denn dann?
 dreiste = ruhig: du kannst dreiste kommen; er kann dreiste fragen,
 er erfehrt doch nicht.
 dunnemals = in vergangener Zeit, damals.
 knapp = kaum: er war knapp vorbei, als
 lang = entlang: immer an de Wand lang; quatsch man da lang,
 hier lang wird jespplastert (wo quatschen nicht nur „reden“, son-
 dern auch „in flüssigen Kot treten“ bedeutet).
 leestens = neulich, jüngst.
 man, man bloß: laß man jut sind; hab dir man bloß nich so!
 oben = hinauf, herauf: ick jeh oben; komm oben!
 richtig = wirklich: nu hat er't richtig falsch jemacht; det is richtig
 wahr.
 so: ick komme so, d. h. ohne Begleitung; kommen Se doch mal so,
 d. h. ohne Einladung.
 sowieso = in jedem Falle, unter allen Umständen: ick jeh sowieso;
 det dut mir sowieso schon leid.
 überhaupt = besonders, vor allem: die Kinder sind furchtbar unse-
 zogen, ieberhaupt der Jingste.
 viel weniger = geschweige: so'n Wort nehm ick nich mal in de
 Hand, noch wille wenjer in Mund; da mecht ick nich dot sind,
 wille wenjer lebendig.
 vorbei = vorüber: vorbeijehn (doch auch = fehlgehen).
 woanders = anderswo.

Konjunktionen (Bindewörter).

- bevor det = bevor: denk an mir, bevor dette so wat duft.
 daweile. 1. = inzwischen: wat machste daweile? 2. doch, obwohl:
 der red immer, daweile war er ja nich bei.
 ehr = ehe, bevor: ehr de jehst, mach mir ne Stulle!
 je - je = je - desto: je lenger der Abend, je scheener die JESTE.
 wenn. 1. = wenn; 2. = wann. - wennste = wenn du, wie
 „obste“ = ob du.
 wie. 1. = als (zeitlich): wie ick runterkomme, . . . 2. (nach einem
 Komparativ) = als: jresjer wie ick (neben „als wie ick“).

Präpositionen (Verhältniswörter).

an = 1. an, 2. mit: sie is an'n Dischler verheirat; 3. ungefähr: an de 100 Stück.

bei = 1. bei, 2. zu: bei die jeh is nich.

hinter = 1. hinter, 2. nach hinten: ich wer hinter jehn.

manl (von mengen) = 1. zwischen, unter: manl de Meckens; 2. darunter: et sind keene Endenbleie manl.

mit = damit: meenste mir mit? — mit ohne = ohne: ne Weiße mit ohne, d. h. ohne Himbeersaft. — mitsamst = mit samt.

nach: nimam det Feld nach dir = an dich; jeh nach'n Doktor = zum Doktor; er hat nach'n Spreewald jemacht = in den Spreewald; nach Schule jehn = in die Schule.

statt = statt, anstatt.

uff = 1. auf (örtlich): uff'n Kopp, 2. an (zeitlich): uff'n Abend.

um = 1. um: um de Ecke; um eenßen = genau um ein Uhr; um Uhre sechsen = etwa um sechs Uhr. 2. wegen: um dir.

vor = 1. vor: vor de Diere. 2. für: for'n Sechser, Anschlag for mir (beim Versteckspielen), for watten = für was denn?

wegen (nicht mit Genitiv!): wegen de Miete; allens wegen dir. — von wegen = in betreff: von wegen det Feld.

zu: ze Bette, ze Hause jehn = ins Bett, nach Hause gehen.

Einige Substantiva nehmen die Bedeutung eines Adjektivs an und werden z. B. sogar zu Adjektiven: det is klasse, ne klasse Zigarette = vorzüglich; det is sache = fein; det jehst tiptop, tiptope Sachen = tadellos u. a. — Hierher gehört auch knorke: knorke Jungs — wenn wirklich ein Bubiker oder Händler zur Entstehung des Ausdrucks Anlaß gegeben hat. — Auch verschiedene Adverbien und Präpositionen werden als Adjektiva gebraucht: enzwee Stiebeln, der ofte Wechsel; hallweje Dinger = stattlich; ne abbe Ecke, 'n durcher Kefe; Mutter is ganz ab = abgearbeitet, er war nich bei = beteiligt, dadrin bin ich dir iber = überlegen, er is schon uff = aufgestanden u. a.

Überfülle des Ausdrucks (Pleonasmus) liegt u. a. vor 1. in dem Relativsatz, für den das einfache Substantiv genügen würde: mein Bruder wat der Schlosser ist; wat mein Vater war, der stammte

aus de Uckermark; 2. in dem überflüssigen hinweisenden Adverb „da“: wat is'n da dabei? da pfeiff ick druff. — Einzelheiten: wir zwoe beede; 'n bisken wat; wieder retur jeben; da bringen se eenen jebracht; sie zanken sich miteenander u. a.

Die Verneinung wird meist verstärkt oder umschrieben: keen Aas, keene Laus; keene blasse Ahnung; nich in de Tiete, ick wer dir wat husten. Doppelte Verneinung, d. h. „nicht“ neben irgendeinem andern Verneinungswort bedeutet nicht eine Bejahung: darum keene Feinschaft nich; det hat mir noch keener nich jesaacht.

Und schließlich mag noch erwähnt werden, daß die Wortstellung häufig von der sonst üblichen abweicht. So steht z. B. beim Vokativ (Anrede) das adjektivische Attribut oft hinter dem Substantiv: Bengel infamichter; du Lump, du elender. Ebenso wird „alle“ und „wat“ (= etwas) von seinem Beziehungswort getrennt: euch scheint det Essen allen nich ze schmecken; aus die Kinder wird alle nischt. — janz wat Feinet; recht wat Scheenet.

Eigenartig ist „mein eener Schuh“ = der eine von meinen Schuhen.

III. Ausdrucksformen des Berliners.

Das Streben zum Plastischen und die Flucht vor dem Abstrakten ist jeder Mundart eigen. Auch für das Berlinische ist die Bildlichkeit wesentlich. Mit lebhafter Phantasie schaut der Berliner alles an, und ungesucht strömen ihm die Vergleiche aus der Umwelt und dem täglichen Leben entgegen. Aus der Fülle der Beispiele greife ich einige heraus: det klappt wie in'n Pantinkeller; er hat Einfelle wie 'n ollet Haus; er hat 'n Jesicht wie 'n Borschorfer Appel; er is jeriehrt wie Appelmus; er is verniecht wie 'n Maifeber; er seht uff wie 'n Pfannkuchen; er sibt an wie ne Ziete Micken; er sibt da wie 'n Lopp voll Mäuse.

Stellt die Vergleichung einen Begriff neben den andern, so ersetzt die Metapher, d. h. Übertragung den einen durch den andern; auch sie will der stärkeren Anschaulichkeit dienen. Eine nur einigermaßen erschöpfende Übersicht zu geben, ist nicht möglich; wir begnügen uns mit folgenden Beispielen.

1. Sinnliches wird auf Sinnliches übertragen: Arterienverkalkung = Zementschnuppen; Bett = Flohstie, Flohmolle; Kind = Ablejer; Kopf = Kohltriebe; Laufmaschine = Flohleiter; Magen = Eisbein-, Mollenfriedhof; runder Strohhut = Kreisjeje; Wanze = Bettflunder, Bettrosine; Ziege = Korinthenfabrikant; Zigarette = Kinderpiepe, Sacknagel.

Zahlreich sind die Spott- und Necknamen für die verschiedenen Berufe und Stände; ich nenne nur folgende:

Apotheker = Pillendreher; Barbier = Schnauzenshaber, Schnutenfeger; Maurer = Dreckschwalbe; Zahnarzt = Maulklemmer, Schnauzendischler, Steenbrucharbeeter.

2. Sinnliches wird auf Geistiges übertragen: det is noch lange keen Beenbruch = das ist nicht schlimm; det is Essig = das ist mißglückt, das ist aus; det is Jacke wie Hose, det is allens eene Sofse, det is allens eene Wichse = das ist mir alles gleich; det is mir ne Prezel = das ist mir unklar, unerfindlich; det is mir Piepe, Pomade, Wurscht = das ist mir gleichgültig.

Ein schlauer, gerissener Mensch ist „ausgekocht bis uff de Knochen“; ein mürrischer wird „oller Brummbär“, ein schwermütiger „Trauerkloß“ genannt. Wer sich ärgert, muß vernehmen:

dir is woll ne Laus über de Leber jeloofen. Um jemand als geistig minderwertig zu bezeichnen, verwendet der Berliner Ausdrücke wie: der is den lieben Gott sein Reitspferd (= Esel, vergl. Ev. Matthäi 21, 7), du hast ja 'n Keber, 'n kleenen Webefehler, ne weiche Birne, 'n weichen Keks. Will er Mißtrauen oder Bedenken äußern, so sagt er: da knistert 's im Jebälk, da rieselt 's im Jemäuer; will er seinem Unwillen Luft machen, so ruft er aus: det is ja, um uff de Akazien zu klettern; will er seiner Überraschung und Verwunderung Ausdruck geben, so stehen ihm Wendungen zur Verfügung wie: ick denke, der Affe lauft mir; da bleibt mir ja die Spucke weg; ick staune Baukleger.

Zur Bildhaftigkeit und Anschaulichkeit gehört die Übertreibung. Auch in dieser Beziehung ist der Berliner nicht gerade sparsam und zurückhaltend. Er ersetzt das einfache Wort durch ein stärkeres, oft durch ein weniger feines. Das Streichholz wird ihm zu einem Streichbalken, der Mund zur Schnauze, die Hand zur Klaue; meckern tritt ein für reden, ausquetschen für ausdrücken, saufen für trinken. Für „sehr“ erscheinen Ausdrücke wie blödsinnig, ekelig, kloßig, verflucht oder neuerdings in rauhen Massen.

Wer sich ein wenig den Rock weißgemacht hat, muß hören, er habe „de janze Wand uff 'n Puckel“, und wenn jemand beim Gähnen den Mund allzusehr aufmacht, so tönt 's ihm entgegen: „Da kann ja 'n Kollwagen rinfahren.“

Begrüßt der Berliner nach langem Suchen den endlich Gefundenen, so geschieht das mit den Worten: ick hab mir de Beene abjeloofen; ick hab mir de Dogen nach dir ausgekiekt; ick hab mir de Kehle nach dir ausgekriegen.

Wie er beim Anblick eines schmutzigen Menschen behauptet: „Wenn se den an de Wand schmeißen, bleibt er kleben“, so stellt er beim Anblick einer starken Dame fest: „Wenn die hinfällt, steht ganz Berlin unter Fett.“

Namentlich bei Drohungen sind Übertreibungen beliebt: Bist woll lange nich Leichenwagen jefahren? Du willst woll deine Knochen in 't Schnupptuch zu Hause dragen? Hast woll lange nicht mit 'n verbunden Kopp aufet Scharreteefenster jekiekt? Een Schlag, un deine Familje is ausjerottet. Een Hieb, 'n zweiter wäre Leichenschändung. Dir laß ick an 'n festrecten Arm verhungern.

Gewiß sind die Bilder des Berliners oftmals nicht gerade anmutig und geschmackvoll, und so ist es kein Wunder, daß zart besaitete Gemüter das Berlinische sprachlich wenig gepflegt und wenig gewählt nennen. Aber dem Berliner ist nun einmal eine urwüchsige Derbheit eigen. Und überdies ist dabei zu beachten, daß so manches uns unschön erscheinende Wort für den Berliner nicht immer etwas Häßliches an sich hat. Das z. B. ist nicht bloß Schimpfwort, es kann im Sinne von Schlaupfopf sogar Bewunderung ausdrücken wie in der Redensart: 'n Was uff de Teise.

Ein wichtiges Stilmittel des Berlinischen ist die Ironie. Ironisch nennen wir eine Äußerung, bei der der Sprechende das Gegenteil von dem sagt, was er meint, wobei ihm die Absicht zu täuschen völlig fern liegt. „Es gehört nicht unbedingt zur Ironie, daß der angeredete Teil die Ironie, die fast immer an einzelnen Wörtern haftet, auch merkt. Nur der Sprecher muß in diesem Sinne empfinden und die Zuhörer.“ Am häufigsten findet sich die Ironie beim Berliner in der Form eines Lobes: det is ja gediejen; det Ding is jut; det is ja 'ne nette Flanze, 'ne feine Marke. Oft kleidet sich die Ironie in eine Frage, etwa wie: „Hat dein Wata noch mehr somme schlaue Söhne?“, und nicht selten hebt der Berliner die kaum ausgesprochene Ironie durch einen Zusatz sofort wieder auf: Jut is er, bloß doogen dut er nisch. Sie is verschwiejen wie 'ne Litsaffsäule. Arbeit is wunderscheen, stundenlang kann man zusehn.

Von der Ironie zu unterscheiden ist eine Redefigur, die Franz Lederer, ein guter Kenner des Lebens und Wesens der Berliner, mit *Verismus* bezeichnet hat. Der Sprecher, so belehrt uns Lederer, sagt, was er wirklich meint, nur nicht alles, sondern das, was beim vernünftigen Menschen selbstverständlich ist. „Solche platte Nichtigkeit ist der Gegenpol der Ironie, die mit augenfälliger Unwahrheit arbeitet. In Wirklichkeit zeigt der Berliner weit mehr Neigung zum Verismus als zur Ironie; denn er äußert lieber seine Gedanken offen, wenn auch in sehr derber Form, als daß er sie hinter dem schützenden Schleier der Ironie verbirgt.“ Zahlreich sind die Beispiele: Det is draußen wie vor de Diere. Fall man nich, sonst fellste. Wat nich is, det is nich. Dachte (die alte Form für Dachte) sind keene Lichte. Wer lange drinkt, lebt lange.

Seit altersher ist bei unserm Volke so manches durch den *Stabreim* (die Alliteration), d. h. durch den Gleichklang des

Anlauts gebundene Wortpaar im Umlauf. Viele dieser Wendungen gebraucht auch der Berliner. So etwa: kurz un fleene schlagen, Jift un Jalle spucken u. a. Daneben schafft er sich neue. Auf Schritt und Tritt begegnen sie dem, der Ohren hat zu hören. Hier seien genannt: dick un doof; dick un dune (dune = aufgeschwollen); du un der Deibel; dumm un demlich; er hat jebitt un jebarmt; sie riecht un rickt sich nich; det is drinnen wie draussen.

Auch in anderer Form ist der Stabreim im Berlinischen weit verbreitet. Er spielt bei der Wortbildung eine Rolle (vergl. Bimmelbolle, Klimperlaffen, Laufelümmel, Niesenroß, Sauffack, Trantute), wird aber auch sonst gern verwendet: friener Junge, lange Leitung, verknaufchte Kommode.

Oft verbindet auch der E n d r e i m verwandte Wörter. Solche Paarungen sind u. a.: Dreck un Speck, hetscheln un tetscheln, jeschniejelt un jebiejelt, kribbeln un wibbeln, kullern un bullern, zibbern un bibbern. Zahlreiche gereimte Redensarten zeigen ferner des Berliners Vorliebe für den Reim: doppelt gemoppelt, je kesser je besser, je oller je doller, speter peteter (peut-être = vielleicht), weechte verstehste.

Wie die Reime: „erlaube, liebe Taube“; „immer feste uff de Weste“; „nur Mut et roocht sich jut“; „siste (= siehst du), da haste de Riste“ gern Verwendung finden, so sind auch einige Namenreime vollstümlich geworden: Artur mit de Haartur, Friße mit de Pudelmize; schon wieda (= wieder) sagt Ja; Leneken mit de Bimmelbammelbeeneken; Mariechen, du siehet Viehchen; ja woll ja, sagt Olja; Paul mit's jroße Maul u. a.

Außerst rührig ist der Berliner auch in der Umformung von Namen und Wörtern; „massenbach“ (= massenhaf) begegnen uns solche Wortverdrehungen. Der Geschäftsführer wird zum Jeshäftsverfiehler, der Professor zum Brotfresser, der Rechtsanwalt zum Linksanwalt. Aus dem Stehplatz wird ein Stehstiz, aus der Unfallstation eine Umfallstation, aus der Destillation eine Durststillstation. Der Berliner Lokalanzeiger heißt der Schlandalanzeiger, die Berliner Morgenpost wird Mottenpost genannt. Kolumbus erscheint als Klumbumbus, Lessings Minna von Barnhelm als Minna mit 'n Stahlhelm, Wagners Elsa von Brabant als Elfe vom Verband. Hierher gehören die Redensarten: innerstes Beinkleid = innigstes Beileid; mit juten Bleistift voranjehn = mit gutem Bei-

spiel; mit allen Kompott der Neuzeit = mit allem Komfort; durch Mark un Fennje = durch Mark und Bein; Klärchen = klar (als Bestätigung einer Frage). — Leben Sie so wohl als auch; Eenmal kommt et anders, zweetens als man denkt; Ent oder wedder = entweder — oder.

Vor allem erfahren die Fremdwörter, deren Herkunft und Bedeutung dem Berliner oft unbekannt sind, starke Verdrehungen; so zum Beispiel nolens volens = noblenz Koblenz (auch Knoblenz); au contraire = o Kontrollör; au revoir = o Referwoar; chambre garnie = Schamber janich; Delirium = Destillirium; St. Julien (ein französischer Wein) = Stehjulchen; Phantastie = Phantadu und — wie auch anderswo — Klavier = Klafimf, photographieren = photostrafimfen, radikal = rase(n) kahl.

So manch fremdes Wort macht sich der Berliner mit wohlbekanntem, alteingefessenem Sprachgut mundgerecht: gastrisches Fieber = jarsthtijes Fieber (garstig); renovieren = renesieren (reene = rein); Rotunde = Runtunde (rund); Rouleau = Kollo (rollen); Trottoir = Trittoar (treten, Tritt); Schildpatt = Schildplatt (platt).

IV. Sprachproben.

1. Eid der Berliner Ratmannen.

Aus dem „Berliner Stadtbuch“.

Zu deme rade, dar gi tu geforen und derwelet syn, von der heren und der stede wegen, dar wil gi an don, alle gi von gobes weggen und von radrechte plichtik syn tu donde: den rad tu vorzwigene, der stede beste tu wervene und oren scaden tu kerene, alle gi best mogen. Und willen dat nicht laten dorch fruntschap, mageschap, noch dorch engerleige sake wille. Und scolen den armen don alle den riken, den frund alle den fremden. Alle helpe juwe god und alle syn hilligen.

U b e r s e t z u n g.

In dem Rade, zu dem Ihr erkoren und erwählt seid von wegen der Herren und der Stadt, da wollt Ihr tätig sein, wie Ihr von Gottes und des Ratsrechts wegen verpflichtet seid zu tun: über die Ratsfügungen zu schweigen, der Stadt Bestes zu werben, Schaden von ihr abzuwenden, so gut Ihr es könnt. Und wollt Ihr davon nicht lassen weder aus Freundschaft noch Verwandtschaft noch um irgendeiner andern Sache willen. Und Ihr sollt den Armen tun wie den Reichen, den Freunden wie den Fremden. So wahr Euch Gott helfe und alle seine Heiligen!

2. Der Eckensteher Nante Strumpf in Berlin.

Von A. Glasbrenner.

Die Berliner Eckensteher haben als Vorläufer des heutigen Dienstmanns zu gelten. „Das Straßenleben war ohne sie nicht denkbar und sie ebensowenig ohne die Straßenecke, an der sie standen und „eenen“ oder auch mehrere „hinter die Binde jossen“, politisiereten und oft ausgezeichnete Wiße machten“.

Det beste Leben hab ic doch;
ic kann mir nich beklagen,
Pfeist ooch der Wind durch't Ermelloch,
det will ic schonst verdragen.
Det Morjens, wenn mir hungern dut,
es ic ne Butterstulle.
Dazu schmeckt mir der Kimmel jut
aus meine volle Pulle.

Ein Eckensteher führt uff Ehr
det allerschenste Leben.
Man friert anjezt zwar manchmal sehr,
doch bald is det zu heben.
Von ausen hau ic mit de Faust
mir in de Seit' und Rücken,
un wenn een Schneeesteher faust,
muß Kimmel mir erquicken.

Ic sit mit de Kamraden hier,
mit alle, froh un kleene;
beleidigt ooch mal eener mir,
so steh ic ihm gleich eene.
Und drag ic endlich mal wat aus,
so kann ic Froschens kneifen,
hol widder meine Pulle raus
un due eenen pfeifen.

Am Weihnachtsfeste hab ic Ruh'
vonwejen meine Ollen;
sie wascht un plätt un spült dazu,
un ic helf manchmal rollen.
Un kommt der Christmarkt erscht heran,
jieht's allgemeinen Frieden;
sie macht Kosinentmänner dann,
un ic bau Perjemiden.

Ic seh manchmal, wenn große Herrn
hinein in't Weinhaus sehen.
Da steh' ic denn so still von fern,
du uff den Kimmel sehen
un denk bei mir: is sanz ejal,
ob Wein, ob Schnaps im Flase;
von beeden tricht man allemal
doch eene rote Nase.

Ic brauche keen Verjnijen nich,
keen Tivoli un Bälle.
Helt mir nur meine Ecke Stich,
hab ic die schenste Stelle.

Der Kimmel rutscht alleene hier,
verjagt mir jeden Kummer,
un hab ick diesen stets bei mir,
bliest immer meine Nummer.

Komm ick des Abends nu zu Haus,
will meine Olle brummen,
da lang ick bloß die Pusle raus,
un gleich dut sie verstummen.
Sie nimmt nen Schluck, un des beweist,
wie schätzenswert die Tabe;
der Kimmel is mein juter Geist,
durch den ick Ruhe habe.

Steh ick so an die Ecke nu
un scheint die liebe Sonne,
da Semmel, Hering, Kimmel zu,
ach, det is eene Wonne.
Kommt nu de Wache anmarschiert
mit Trommeln un Trompeten,
da jeht, weil det den Nante rührt,
der letzte Sechser flöten.

Nee, nee, der Nante is nich dumm;
nachtrade kriecht er Bildung.
Er dient ja stets dem Publikum,
des seht man an de Schildung.
Zu Ihrem Dienst sehr gern bereit,
wenn Sie's befehlen, danz ich,
un hat der Nante Sie erfreut,
da jubelt zweeunzwanzig.

3. Szene auf dem Spittelmarke.

Von A. Glasbrenner.

Höckerin sitzt unter verschiedenen Fruchtkörben und liest den „Beobachter an der Spree“.

Lehrling (ihr zurufend): Ju'n Morjen, Frau Jeheimerätin!

Höckerin: Schafskopp!

Lehrling: Hören Sie mal, hab'n Sie keene andern Früchte als die schlechten Dinger, die hier liejen?

Hölerin: O ja: Ohr — Feijen!

Lehrling: Nee, ick danke. Da bin ick selbst Engros Händler, wenn Sie mal wat brauchen. Ick hätte eijentlich ferne een paar Kokosnüsse zum Frühstück jesessen, wenn Sie die hätten.

Hölerin: Dummer Junge, schaff Dir nich noch mehr Nüsse an! Bei Dir hat det sleich Folsen! Jett machste, det de fortkommst, sönst schmeiß ick Dir ne Viertelmehse an'n Kopp, det Dir det Wachsen verjeht! Immer ran, Herr Leitnant! Scheene Vorschborfer! Zwee Troschen de Viertelmehse! (Als sie sieht, daß er keine Miene zum Kaufen macht): Un een zu vor den Feldwebel!

Leutnant geht stolz vorüber und rümpft die Nase.

Hölerin (höhnisch lachend zu ihrer Nachbarin): Is een scheener Mensch, der Leitnant, wirklich een Prachteremplar! So scheen hat'n sich der liebe Gott nich gedacht, wie er ihn machte. Schade, det ihm die Troschens fehlen. En Dejen hat er, so lang wie'n Kuhschwanz, aber er hat noch keene Flieje mit beleidigt. Nee, kuck mal eener den schmucken Jüngling an, wie er die Beene auswärts setz, als ob ihm ne Kanone zwischendurch fahren soll; un wie er den Kopp im Nacken rin drägt, als ob hinten seine Haare mehr wiesen wie der Verstand vorne! Un geschniert is er: Jott bewahre mir! Die ganze Figur könnt ick zum Zahnstocher jebrauchen, wenn mir nich der Schalko zwischen de Zähne sitzen bliebe! So! So! Zeig er sich noch een bisken! Laß Er sich den Finger an de Mütze, als wenn er sich den Stoob abwischen wollte! Is een schöner Jüngling, so'n Leitnant! Zwee Troschen de Viertelmehse, Madamken!

Eine Dame: Haben Sie auch Apfelsinen?

Hölerin: O ja, scheenste Madam! Hier sind de Appelsinen, Madamken, ganz saftig; nich ne eenzje mit ne harte Schale drunter! Fassen Sie mal an, Madamken!

Die Dame: Was sollen diese 3 Stück kosten?

Hölerin: Die drei? Zehn Silbertroschen.

Die Dame: Du lieber Himmel, was fordern Sie auch! (bietend): Vier Silbertroschen!

Hölerin (gibt keine Antwort).

Die Dame: Nun, wollen Sie?

Hölerin: Sehn Se mal da oben ruff, Scheenste! Sehn Se mal da oben uff's Dach ruff!

Die Dame: Na, was soll denn das?

Hölerin: Sehn Se mal ruff, sag ich Ihnen. Sehn Se mal da oben! Sehen Se woll det kleene Jewächs? Det is een Appelsinenboom, Scheenste! Nu warten Se man so lange un lassen Se den Boom wachsen, Scheenste; un wenn er froh is un de Appelsinen sin reif, denn sollen Se drei Stück vor vier Silberfroschen haben!

Die Dame geht betroffen fort.

Hölerin: Da geht se hin mit ihrem Pipihut un soviel Blumen an'n Kopp, als wenn se 'n Mistbeet wäre! Jott verzeih mir de Sünde, wat hat de vornehme Dame vor'n großen Zobelpelz um. Sieht se nich gerade aus wie ne Motte, die drin rumkriecht? Ach, un wat hat se vor kleene Füße? Mir wundert, det die der de- und wehmütige Magistrat noch nich als Chaussétreter anjestellt hat! Der arme Schuster dut mir leed, der die ihre Pantoffels machen muß; ich floobe, der arme Mann muß sich een Jerüste bauen, damit er oben nach de Einfassung ruffreechen kann. Na, junger Herr, keene Müsse heute? Kommen Se her, bester Herre, Müsse wie Mandeln! Wieviel woll'n Se'n?

Der junge Mann: Sind auch keine t a u b e drunter?

Hölerin: Ja, hör'n Se mal, junger Herr, ich wer mit Ver-
mühen in jede ringetrochen und hätt mal nachgesehn, aber ich derf de Schalen nich uffmachen. Wieviel woll'n Se'n?

Der junge Mann: Geben Se mir ne Viertelmeße.

Hölerin (müht, nimmt das Geld in Empfang und schüttet die Früchte in die Kocktasche des Käufers): Leben Se wohl, junger Herr! — Junge Frau, schöne Beerblansch! Drei Silberfroschen de Viertelmeße! Soll ich messen, junge Frau?

Die Frau (besteht die Birnen): Sechs Dreier?

Hölerin: Wie, ich habe wohl nich recht verstanden? Sechs Dreier, wie? Ober waren't man fünfe?

Die Frau: Na, mehr sind doch die Birnen nicht wert!

Hölerin: Nicht? Is nich möglich! Nee, was Sie vor'n Über-
blick haben, det Sie so genau wissen, wat de Sechsdreier-Birnen kosten! I junge Frau — sind Sie nich de olle Müllern? Wo wohen Se'n in de Woche? Ich möchte Ihnen mal det Sonntags be-

suchen? Und wenn Se mal in meine Jezend wieder kommen, denn haben Se doch de Jüte un jehen Se vorbei. Oder besuchen Se mir morgen früh um Punkte elwen; denn bin ick nich zu Hause. Aber kommen Se ja nich früher, sonst riskieren Se, det ick noch zu Hause bin un Ihnen rauschmeiße. Soll ick Ihnen de Birnen vor sechs Dreier vielleicht in'n Stempelbogen inwickeln un nach Hause schicken? Wie? Jeh Se jo, jeh Se!

Ein junger Mann geht vorüber und lacht: Das ist recht, schimpf Sie tüchtig!

Höckerin: J, is Er ooch da? Is er ooch da, Herr von Affenschwanz! Wo hat Em der Deibel widder herjeführt, Er schwindlütiger Ellenreiter? Wat meent Er, Er jrünshnäbliger Zietkendreher, ick soll schimpfen? Loof Er doch ja, Er milcherner Heringsfabrikante, un halt Er sich im Rennen de ausgespreizte Hand vor't Jesichte, damit de Leute slooben, Er kann bis Fünfe zählen, Er Schafskopp! Stehl Er doch seinen Herrn en Zentner Zuckerkante un stopp Er sich des ins Maul, damit er nich andere Leute annesiert! Stech Er doch seinen dämlichen Kopp in de erste beste Feuertiene, damit Er nich bloß hinter de Ohren naß is! Halt Er sich doch die Dogen zu, damit Er nich vor sich selber erschreckt, wenn Er mal en Spiegel zu nahe kommen sollte, Er Wanschenvertilgungsmittel, Er! Du Er mir den Jesallen un . . .

Ein Schneidergeselle stößt sie etwas unzart bei Seite: Na, brüll Se doch nich so, un mach Se mir 'n bißken Platz!

Höckerin (die einmal im Zuge ist): J Er durch un durch verkädelter Schneiderjeselle, wat kost en det halbe Pfund Kalbfleesch von Em, wat Er am Leibe hat? Wie? Wat hätt Er da jeredt, Zeckessel? Jck soll Em en bißken Platz machen? J, du Er sich doch nich dicke, Er Ziejenbock-Pferberenner! So 'n Kerrel, wie Er is, den laß ick janz durch! Bei den nehm ick mir noch in acht und jeh Em von de Seite, damit nich en Stückken von ihm sitzen bleibt! Seh mal eener den Flederwisch an, der will Leute stoßen? Schneidergeselle, du jammerst mir! Loof ja, det de wechkommst, sonst pack ick Em zwischen zwee Milchbrote und eh Em zum zweeten Frühstück uff!

*

Zwei kleine Gespräche, das eine aus Glasbrenners Tagen, das andere aus der Zeit nach dem Kriege, mögen folgen.

Eine Höckerin, die mit Stinten haufierte, ließ auf dem Hofe eines Hauses ihre liebliche Stimme erschallen. Der Hauswirt steckte den Kopf zum Fenster heraus und rief: „He, schrei Sie hier nicht so laut ihre Stinte aus!“ „J“, meinte die Höckerin, „seh Er mal an! Warum soll ich denn nicht schreien? Wenn meine Stinte so'n großer Maul hätten wie Er, dann kennten se sich freilich alleene austrufen!“

„So teuer ist die Flunder und so klein!“ seufzt vor dem Stande einer Fischhändlerin eine Hausfrau. Sie bekommt einen verachtungsvollen schrägen Blick und wie einen Peitschenhieb den kurzen Rat: „Stecken Se se in'n Blumentopp, vielleicht wächst se noch!“

4. Berliner Republikaner.

Von Th. Fontane.

Berliner Jungen scharten sich
vor einiger Zeit allabendlich
nicht weit vom Kupfergraben
und sangen gottserbärmelich:
„Wir brauchen keenen Kenig nich,
wir wollen keenen haben!“

Da endlich packt ein Fußgendar
nicht eben allzu zart am Arm
den allergrößten Jungen
und spricht: „He Bursch, juckt dir das Fell,
du Tausendsappermentsrebell?
Was hast du da gesungen?“

Doch der Berliner comme il faut
erwidert: „Hab Er sich nich so,
und laß Er sich bejraben;
wozu denn sleich so ängstiglich,
wir brauchen keenen Kenig nich,
weil wir schon eenen haben!“

5. Weihnachtsmarkt um 1850.

Aus A. Nalli-Kutenberg, Das alte Berlin.

Das schönste aller Ereignisse um die Weihnachtszeit herum war für uns Kinder der Weihnachtsmarkt! Am 10. Dezember, gerade

an meinem Geburtstag, wurde er immer aufgebaut, und mir war es stets so zumute, als ob ich den ganzen Markt als Festgeschenk erhielt.

Der Markt nahm mit seinen Buden den weiten Schloßplatz, auch den Lustgarten und hauptsächlich dann noch die Breite Straße ein, und wenn auch seine ganze Einrichtung recht einfach war, so hatte er doch für die Kinderseele einen eigenartigen Zauber. Vor dem Hause Breite Straße Nr. 8 stand eine große Pfefferkuchenbude. Diese aufzusuchen, um sich ihre Weihnachtsvorräte an Pfefferkuchen zu besorgen, verschmähten selbst die Mitglieder des königlichen Hofes nicht.

Welch ein Leben und Treiben herrschte, besonders am Abend, in jenen Straßen! Da waren vor allem die Waldteufel! Sie ertönten nicht nur auf dem Christmarkte, sondern in allen Straßen der Stadt, und wenn wir ihr Brummen und Säusen draußen hörten, hüpfte uns das Herz vor Freude; denn nun wußten wir: Weihnachten ist nahe.

Außer den Waldteufeln gab es Knarren, Trompeten, Pfeifen; dann eine Menge von Ausrufern, welche mit lauter Stimme ihre Ware anpriesen — ein Mann mit seinem Hahn in der Hand: „Vorne pickt er, hinten nickt er!“ Ein anderer, der den fleißigen Sägemann arbeiten ließ: „Allet, wat hier himmelt, bammelt, zippelt, zappelt — kost' nur eenen Silberfroschen!“ Das alles einte sich auf dem Weihnachtsmarke zu einer zwar die Ohren betäubenden, doch unser Kinderherz innig erfreuenden Musik, und dazu erfüllte der Geruch der frisch gebackenen Schmalzkuchen aus den Kuchenbuden die kalte, reine Winterluft. Besonders anheimelnd aber war der Duft der Honig- und Pfefferkuchen! — Ich erinnere mich noch besonders gern an die „Naute“, die damals eine Lieblingsspeise der kleinen Ledermäuler war. Diese Nautes waren kleine Tafeln, die aus Sirup und Mohn hergestellt wurden und von denen das Stück zwei Pfennige kostete. Wie manchen mühsam ersparten Pfennig habe ich in meiner Schulzeit für „Naute“ dahingegeben!

Mit dem würzigen Geruch der Pfefferkuchen auf dem Christmarke mischte sich dann herzerfrischend der harzige Duft der kleinen und großen Tannenbäume, die zum Verkauf ausgestellt waren! Zu jener Zeit pflegte man in Berlin den Kindern zu Weihnachten statt des frischen Tannenbaumes oft nur eine sogenannte „Pyramide“ aufzubauen, die man von einem Christfest bis zum anderen verwahren

konnte. Es war dies ein Holzgestell mit buntem Papier und Goldflitter bedeckt. Indessen in unserem Hause erschien zu Weihnachten stets ein wirklicher, frisch duftender Waldbaum, und zwar von fabelhafter Größe. Er mußte bis an die Decke reichen, sonst hatte er in unseren Augen nicht den richtigen Wert.

Unter dem Baume in dichtem Laube waren dann die Weihnachtsschäfchen aufgestellt. Diese Schäfchen verkauften arme Kinder, die auf dem Weihnachtsmarke in irgendeiner Ecke lauerten, spärlich nur in ihre dürftige Kleidung gehüllt, und die mit ihrem Körbchen am Arm fortwährend den klagenden Ruf ertönen ließen — durch all das Getöse und den Lärm um sich her —: „N Dreier det Schäfken! Nur 'n Dreier!“

Oft war es bitter kalt, wenn wir so abends im Lichterglanz über den Weihnachtsmarkt wanderten. Der Schnee knisterte unter unseren Füßen, und im Frost verklammten uns die Finger; aber das fühlten wir nicht, Schnee und Kälte gehörten ja zu Weihnachten.

6. Der Berliner Schusterjunge.

„Ihr lieben Schusterjungen, euch will ich heute ein Loblied singen! Ihr ruppigen, kleinen Kröten, wer von uns Älteren hätte euch nicht gern gesehen! Wenn ihr mit euren Struwelköpfen, die niemals Kamm oder Bürste gesehen, mit euren verwegenen, immer durch Stiefelwische verschönten Visagen, in eurem schmierigen blauen Arbeitshemd, mit den langen, über die Schulter baumelnden Schäftestiefeln, auf Pantinen daherschlurkftet und euch eins piffet, . . . ja, ihr lieben, verdammten Bengels, da habt ihr mit euren urdrolligen Einfällen, euren witzigen Bemerkungen und haarsträubenden Vergleichen jedem, auch dem Griesgrämigsten, ein helles Lachen entlockt . . . Ihr gehörtet zum öffentlichen Leben von Alt-Berlin; eure Worte und Redensarten, eure Ulkereien und Witze sind Gemeingut des Volkes, sind „geflügelte Worte“ geworden . . . Wo seid ihr geblieben, ihr Teufelsjungen?“

Mit der Frage: „Ha'm Se Eisbeene?“ betrat ein Schusterjunge den Fleischerladen, und auf die bejahende Antwort des Schlächters gab ihm der kleine Bengel den menschenfreundlichen Rat: „Na denn loofen Se sich doch Filzpariser!“

Ein anderer rief in den Laden eines Fischhändlers: „Sie, ha'm Se Neumoogen?“ Als der Händler die Frage bejahte, meinte der

Junge: „Manu, ic sehe ja bloß zwee; wo ha'm Se denn die andern sieben?“

Vor einem Buditerkeller hielt ein kleiner Wagen, auf dem einige Fäßchen mit sauren Gurken standen. Der Inhaber des Gurkenhandels war in den Keller hinuntergegangen, um sich an etwas anderem als an sauren Gurken zu erfrischen. Diese Erfrischung hatte ziemlich lange Zeit beansprucht, so daß der Hund, der vor den kleinen Wagen gespannt war, ungeduldig wurde und Miene machte, mit dem Wagen davonzulaufen. Ein Schusterjunge kam vorbei, sah, was vorging, und rief in den Keller hinunter: „Sie, saurer Gurkenfriße, komm' Se man schnell ruff! Ihr Jescheftslehrer will ehmt durchbrennen!“

Ein anderer Schusterjunge zählte einmal an seinen Fingern emsig etwas ab. Sein Meister beobachtet ihn, aber der Junge ist in seine Zählerei so vertieft, daß er es gar nicht merkt. „Wat zehlstu denn da?“ fragte schließlich der Meister. „Herr Meester“, erwidert der Junge, „ic zehle nur, wie velle Herren hier int Haus sin. Mit de Frau Meestern sin et sieben!“ „Du infamichter Bengel!“ schreit der Meister wütend, „wie kannstu denn so frech sin und de Frau Meestern eene Here schimpfen? Ic hau dir gleich eene runter!“ „Nee, nee!“ ruft der Junge. „Man ja nich! Ohne de Frau Meestern sin et sechs!“

Ein gleichgesinnter Genosse war's, der zu seinem ihn strafenden Meister sagte: „Meester, wir beede kennten nu so gut mit eenander auskommen, wenn Se sich bloß die verfluchte Hauerei absewehnen kennten!“

Eine kleine nette Geschichte mag den Abschluß bilden:

An einem Sonntage sollte eins dieser Kerlchen, während die Meisterin in der Kirche war, die im Ofen bratende Gans begießen. Die immer brauner, immer knusperiger werdende Haut lockte den Bengel gar zu sehr, und „Hastnichgesehn“ zog er dem vortrefflichen Vogel die schützende Hülle herunter und ließ sie sich munden. Als aber die Stunde der Rückkehr der Meisterin immer näher rückte und das gefräßige kleine Luder nun den buchstäblich nackten Schaden besah, schickte er in seiner Hölleangst das Stoßgebet zum Himmel: „Lieber Jott, laß Pelle wachsen!“

7. Berliner Droschkenkutscher.

Zu den echten Berliner Volksgestalten gehörten auch die alten Droschkenkutscher. Es war ja kein reiner Genuss, auf den federlosen, einst rotstamnten Kissen ihrer Marterkassen zu sitzen und sich im Sockeltrab von ihren oft recht elenden Pferden über das schlechte Pflaster ziehen zu lassen, aber sie waren prächtige und ehrliche Männer, die ihre Ruhe und ihren Humor nie verloren. Davon einige Proben:

Ein Fahrgast, der sich von einem Droschkenkutscher übervorteilt glaubte, beginnt heftig zu schimpfen. Der Alte hört ihn ruhig an. Als der Schimpfende eine Atempause macht, sagt er gelassen: „Nur zu, lieber Herr, nur zu! So froh als ich et verdragen kann, kenn' Se doch nich wern!“

„Mein Gott“, rief ein Fahrgast dem Kutscher zu, „können Sie denn wirklich nicht schneller vorwärtskommen?“ Gleichmütig erwidert dieser: „Det kennt ich schon, aber ich kann doch det Ferk nich jut alleine lassen.“

Ein Handwerksbursche fragte in der Breiten Straße einen Droschkenkutscher, wie er wohl am besten nach der Stadtvogtei komme. „Jehn Se man in den Laden da drüben un stehlen Se 'n Paß seidene Dächer!“ war die Antwort.

Artur Vollmer (1849–1927), der hervorragende Darsteller komischer Rollen im einstigen „Königlichen Schauspielhaus“, stieg eines Tages nach der Probe in eine der vor dem Hause haltenden Droschken. Um sich einen Spass zu machen, mimte er den Fremden und fragte: „Kutscher, was ist in Berlin sehenswert?“ „Na, da jehn Se man heit abend hier ins Theater und sehn Se sich Artur Vollmern in „Eingebildeten Kranken“ an; da soll er glänzend drin sin.“ „Wer ist Artur Vollmer?“ fragte dieser zurück. „Aber lieber Mann, det wissen Se nicht? Det merkt man, det Se nich von hier sind.“ Als Vollmer am Ziel ist, gibt er dem biedern Rosselenker ein besonders hohes Trinkgeld. Der dankt schmunzelnd und fährt los. Außer Reichweite dreht er sich zu Vollmer um, schwenkt vergnügt seine Peitsche und ruft zurück: „Uff baldijes Wiedersehn, Artur!“

Das folgende „Berliner Droschkenkutscherlied“, das wir gekürzt bieten, stammt von A. Carell-Großmann, der es dem Berliner Komiker Martin Bendix widmete.

Da mach'n se von de Wiener
 Fiaker eenen Feez,
 Det hat mir als Berliner
 feerjert mechtig stets.
 Doch ick bin Droschkenkutscher,
 halt mein Jeverbe hoch,
 und hab zwar nich zwee N a p p e n ,
 mein S c h i m m e l , der dut's ooch!
 Und wat de Wiener können, det wird hier ooch gemacht!
 Die ganze olle Fahrerei
 is hier wie da ja eenerlei!
 Doch wir Berliner fahren, det allens man so kracht,
 doch hat uff uns keen Mensch noch nich een Droschkenlied gemacht!
 Da fiel mir neilich det so in,
 ick setze mir zum Schreiben hin;
 det kann ick, weil ick bin seborn in Berlin,
 in't Fahren und Dichten bin ick uff'n Kien!
 Mein Blut is bald dicke, und bald is et dinn;
 so liecht et nu mal in mir drin!

Een Kutscher muß natierlich
 sich ausruhn nach de Fahrt,
 und in'n Budikerkeller
 wird's Jeld denn nich jespant!
 Mit Kimmel und mit Weißbier
 lösch ick mir meinen Durst,
 dazu s o d i c k e Stullen
 mit Kefe oder Wurscht!

Nu laß se draussen brillen: „He! Kutscher, komun' Sie her!“
 ick lach mer eens in stillen nur,
 von Uffstehn aber — keene Spur!
 „Verliern Sie nischt, et stuckert! Mein Glas is noch nich leer,
 und eher fahr ick keenen nich und wenn't der Sultan wer'!“
 Mein Schimmel draussen weech Bescheed,
 weil allens er wie 'n Mensch versteht;
 ooch er is, wie ick, seborn in Berlin
 und vor seine Droschke stets flott uff'n Kien!
 Sein Blut is bald dicke, und bald is et dinn;
 det liecht nu mal in uns so drin!

Wenn uff'n Halteplaze
die andern ricken ruff,
dann paßt mein Appelschimmel
mit beede Ohren uff!
Den Kopp in'n Futteracke
nach Vorschrift rickt er mit,
id' brauch jar nich dabei zu sind,
er hat nen sichern Schritt!

Bloß eens: Mit den Asfalte, da is det mies und dumm!
Raum rutscht det Viech, da liecht's schon da, —
nu Uffloof und Allotria!

Mein Appelschimmel kiekt sich nach eenen Schutzmann um,
und juten Rat siebt massenbach mir 't schlaue Publikum!

Der Schutzmann faßt den Jaul an'n Kopp!

Ja' zieh an'n Schwanz ihn zopp, zopp, zopp!

Da steht er, der Schimmel, jeborn in Berlin,
der vor seine Droschke stets flott uff'n Kien,
sein Blut is bald dicke, und bald is et dinn;
det liecht nu mal in uns so drin!

8. Das Bollmannlied.

In Brandenburg uff'n Beessee
da steht een Fischerkahn,
und darin sitzt Friße Bollmann
mit seinen Angelkram.

Friße Bollmann wollte angeln,
da fiel die Angel rin,
Friße Bollmann wollt' se langen,
da fiel er hinterdrin.

Friße Bollmann schrie um Hilfe:
„Liebe Leute, rettet mir;
denn ich bin ja Friße Bollmann,
aus der Altstadt der Barbier.“

Nur die Angel ward gerettet,
Friße Bollmann, der versuff,
und seitdem jeht Friße Bollmann
uff'n Beessee nicht mehr ruff.

Frise Bollmann kam in'n Himmel:
„Lieber Petrus, laß mir durch;
denn ic bin ja Frise Bollmann,
der Barbier aus Brandenburg.“

Und der Petrus ließ sich rühren
und sprach: „Bollmann, komm man rin,
hier sibt's ooch wat zu balbieren,
komm man her und seef mir in.“

Frise Bollmann der balbierte,
Petrus schrie: „Oh Schreck und Graus,
dußt mir schändlich massakrieren;
det hält ja keen Deibel aus.“

Uff de große Himmelsleiter
kannste widder runter jehn,
trag man unten feste weiter
ic laß mir 'n Bollbart stehn.“

9. Markthallenschnucht.

Von N. Schmidt-Cabanis.

Wat wer' der Winter ohne Trude-Ofen?
Wat wer' det Dasein ohne Liebeslick?
Un kennt' ic nich mehr in die Halle loofen,
wo jehst die Merchte sind: wat were ic?
So bei die Buden stehn zum Inzuloofen,
det kriegt ic schon von Kindheit uff nie dick;
mir zingert's ornklich in die Injeweide —
Markthalle, du bist meine freste Freide!

Jet konnte dagelang da feste kleben;
wat mir jewiß keen Mensch ooch nich verarcht,
indem doch ieberhaupt det ganze Leben —
wat is 't denn andersch wie ein großer Markt:
hier packen se erscht aus, un dicht daneben
wird 's wieder in de Riepen rinjesarcht;
wer Feld hat, kriegt de delikatsten Wissen,
und hat er keen's, denn wird er rausgeschmissen.

Und ooch mit das Jemieße dut des passen
Janz akkurat so wie mit „arm“ un „reich“:
Kattoffeln, Weißkohl un wo 's ganze Massen
von siebt, det is mit unsereenen sleich;
wojegen Morcheln sind „de hehern Klassen“
un Kibitzker un so 'n feinet Zeich,
wat mehrschteenteils bloß schwer is zu verdragen . . .
un schließlich komm' wir all in eenen Magen.

Von nah un weit — sojar bis an de Zonen
schickt jedet Land die Halle eenen Truß:
Schmierfinkel, Appelfinen, jriene Bohnen;
un wie sich so det sieße Flaumennus
abwechselft mit die sauerste Zitronen,
tritt Friße rechts mir zertlich uff 'n Fuß,
und links stoßt mir ein Heuferd in de Rippen,
det ich sleich kennte vorneieber tippen.

Denn nemlich mit 's Jedrengle un Jemiehle
det is genau wie man 's ins Leben spiert,
wobei des Kreftije man! des Euptile
jewehnniglich sich mittenman! mengliert.
Und wie man mit die heiligsten Jesiehle
wird von det Mannsvoll manchmal anjeschmiert,
sojar selbst in die nobelsten Familien,
so is 't hier mit jesellschaft Fressabiljen.

Denn wie der Dichter mal in'n „M!“ jedichtet
des hat so riehprennd un so wunderscheen:
det is in's Leben heßlich injerichtet,
desß bei die Rosen sleich die Kefe stehn!
So is 't mit den Trajoner: er verspricht et
un nachher — Kuchen! Keener leßt sich sehn!
Ja! aber laure mit die Herzenswunde
in'n dollsten Buch zwee un ne halbe Stunde.

Jedennoch wie bei 'n Schlechter der Jeselle
den Kalbskopp durchhaut, daß es nur so knackt,
drauf von ne Hammelkeile zieht die PELLE,
denn wieder Kloppsfleisch un Karmnaden hact,

un sleek hernach ganz auf dieselbe Stelle
mir sanft jesiehsvoll um die Talse packt,
so jeht 's ooch in de Welt: heit segt es Hiebe,
un morjen fressen se sich uff vor Liebe.

Und wenn zum Beispiel zwee des Zanken kriejen
so von de Markttraum um ihr bisken Plag,
un jede schreit: die andre will bedriejen
un uff ihr losspringt mit so 'n richtigen Satz:
denn stert jewis det Schicksal des Verdriejen;
nu, denkt man, jeht es los mit des Jekra,
nu sind se dran, sich een paar auszuwischen —
bums, kommt die rohe Schuymannshand dazwischen.

Det schenste aber sind de „hehern Dichter“;
wenn die so uff den Markt mal jehn mit rum,
da sieht es mehrschet een riesiges Teleschter,
denn in de Wirtschaft sind die oft zu dumm.
Die eene piept: „Mong diöh, Jott du Jerechter,
den Sparjel nehm ich nicht — der ist ja krumm!“
daweile kooft die andre statt ne Taube
ne Krehe ein — na selig macht der Glaube.

Det heist, wenn etwa mal will unser Oll
mit nach die Halle oder die Madam,
denn schießt mir sleek det Blut bis in de Tolle;
det leid ick nich un sag es ihr ooch stramm.
Da dien ick nich, bei so 'ne sammervolle
Jesellschaft — lieber dank ick for den Schwamm.
Besorje ick den Jntoof nich alleene,
denn schmeiß ick Eich den Marktkorb vor de Beene.

Un laß bei 's Schauern det Jeschirre krachen,
deß sie sleek kriegt den blassen Dob vor Schreck;
un helfst det nischet, denn pack' ick meine Sachen
un ziehe ohne Kinding uff 'n Fleck.
denn wenn ick keenen Schmu nich mehr soll machen,
hat ja det ganze Marktjehn keenen Zweck,
indem mir 's jedet Mechen kann bestetjen:
so 'n Kafallrist is heit kaum noch zu setten.

10. Frühling im Tiergarten.

Von G. D o e h l e r.

Im Tiergarten leuchtet das erste Grün,
golbschimmernd die Ahornbäume blühen,
aus Eichen und schwarzen Tannen im Kreis
strahlt unser Goethe marmorweiß.
Stramme Rekruten vom Garde du Corps
mit ihrem Gefreiten stehn davor.
Der eine fragt, wer Goethe sei,
drauf der Gefreite: „Mir eenerlei;
Soldat is er nich, um die von 's Zivill
kimmern uns Järdereiter nich viel.“

11. Det liebe olle Haus.

Von P. K u n z e n d o r f.

Ich steh vor 'n ollet, frauet Haus
und kann mir janich satt dran kiesen.
Et sieht so schlicht und eenfach aus
und hat nisch an sich for Kritiken.

Doch mir jefällt 's. Aus oller Zeit
jehet von ihm aus wie eene Sage
so 'n Schein von Nlick und Freulichkeit,
janj anders wie wo heitzutage.

Ich spiere wat in mein Zenniet,
det kommt mir vor wie erste Liebe;
doch sleich wat andret mir durchzieht,
det sieht sich an wie 'n bisken Hiebe.

Zum Hof raus jehet wie einst noch heit
det Fenster von 't Berliner Zimmer —
du scheener Traum der Jugendzeit,
du bist verduftet längst for immer.

In dieset Zimmer stand mein Bett,
villeicht war't ooch man bloß ne Wieje —
janj sleich wenn id man stets so nett
wie damals uff mein Kissen lieje.

Von hier hab ick den ersten Schritt
jetan in 't stirmereiche Leben,
von hier nahm ick so velle mit
an juten Rat, der mir jeseben.

Und steh ick heite vor det Haus,
zieh ick den Hut zu seinen Preise;
mir is, als wenn zum Fenster raus
jewunken wird in lieber Weise.

Ob Jugend ooch und Nlic' verbliehn,
Erinnrung bleibt uns bis zum Keste —
du mein Jeburtsahus in Berlin,
du bist die liebste mir und beste!

12. Das Freibad.

Aus H. D s t w a l d, Der Urberliner in Wis, Humor und
Anekdote. Berlin, Paul Franke Verlag.

Mutter, stopp den Rober voll,
Wurft- und Kestestullen!
's jehz nach Wannsee — siehste woll?
Stech man in die Pullen!
In det Freibad woll'n wir heit,
un der Zuch steht schon bereit.
Trude, Friße, Wally,
fix! 'n bisken dalli!

Waschen braucht 'r eich nich jroß,
denn wir jehn ja baden.
Kin man in de Klundern bloß,
un denn fort mit Schaden!
Kiek! Der Zuch helt dichte bei!
Totte doch — die Drengesei!
Trude, Wally, Friße,
sucht mal flink nach Eise!

Stimmungwanzig im Kupee —
Mutter, halt de Luft an!
Bloß ick hab — det dut mir weh —
meine jutste Klufft an.

Na, man iebersteht 's ja bald
Achtung, Station Wannsee — halt!
Frisze, Wallh, Trude,
raus man aus die Bude!

Nach 'n Strande wird marschiert.
Her mit die Futt'rage!
Man, ihr Jöhren, nich jeziert,
wech mit die Kleedage!
Wie eich Jott geschaffen hat,
splitterfasernackt ins Bad!
Trude, Frisze, Wallh,
fir! 'n bissten dalli!

Und die Sonne meent et jut.
Mutter, zieh den Proppen!
Wenn man so im Sande ruht,
schmeckt 'n feichter Droppen.
Jott! Die Jöhren sind wie doll,
spritzen's ganze Ufer voll.
Trude, Wallh, Frisze,
macht nich sonne Wisze!

Keen Kadau is nich erlaubt!
Muckst ihr, sibbt et Schoten!
Schrein darf keens und ieberhaupt,
froh sein is verboten;
denn die hohe Pollezei
wacht und kommt jeschwind herbei,
Frisze, Wallh, Trude,
riekt eich uff de Bude!

Plattsch! Jt habe wat verspiert —
't sibbt 'n Bad von oben!
Kaum, det man 'n Feez riskiert,
Pladdert's — nich zu flooben!
Olle, biste jut beschirmt?
Nasch den nechsten Zuch jestirmt!
Trude, Frisze, Wallh,
kommt zu Hause! Dalli!

13. Für 10 Pfennig ins Kino.

Von Joachim H. Wohl,

Im April 1935 fand anlässlich des Internationalen Filmkongresses eine große Reklamevorstellung der Berliner Filmtheater statt. Gegen Vorzeigung der für 10 Pfennig käuflichen Werbeplakette wurde den Besuchern freier Eintritt gewährt.

Jern jeh id als Familienvater
und vielfach intressierter Mann
in een modernet Filmtheater,
sofern id det erschwingen kann.
Der Zeist, der feiert hier Entfaltung,
die Wisßbesier wird hier jestillt,
und sucht man selbst nur Unterhaltung:
im Kino is man sleich im — Bild!

Und jestern war et dazu billig!
Die Sache war direkt jeschenkt!
Id wurde deshalb unfreiwillich
prompt nach 'n Einjang abjedrengt.
Zwar stand vor ihm 'ne lange Kette,
die Menschen wogten wie een See;
doch id, id hatte die Plakette,
det heesjt: det kost'te keen Entree.

Für 'n Troschen hab id det jenossen,
wofür man slatt ne Mark sonst zahlt;
id hab mir jeistig frisch besossen
und mir in Klubfauteuil jeaalt.
Für 'n Troschen — kann man det bejreifen?
Vor Freude wird man da ja leß!
Für 'n Troschen, Mensch, vier Tonfilmstreifen!
Da lob id mir den Filmkongress.

14. RdF-Feriengrüße.

Von P. P l e m m.

Die RdF, d. h. NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ bietet alljährlich vielen weniger bemittelten Volksgenossen u. a. billige Urlaubsreisen und Kurzfahrten.

Mir is det allet wie in Traum:
den janzgen Tach spazieren jehen,

Keen Uffwasch und keen Kochtopp sehen —
daran jehwehn id mir ja laum.

Id wundre mir bloß immerzu
und muß mir manchmal richtig kneifen,
um det hier allet zu bejreifen;
in Spandau jibt's doch keene Kuh.

Wat hab id von de Welt jekannt?
So 'n paar Berliner Straßenecken.
Jest muß ich hechst erstaunt entdecken:
et jibt ooch sonst noch allerhand.

Mein Jott, die Berje — eefach doll!
Und uff de Wiesen nischt wie Blieten!
Keen Wochenmarkt kann een det bieten,
wo man dafor noch blechen soll.

Und so ne Luft, det zieht man in,
da wer'n de Lungens von befeuert.
Id fiehle mir wie blank jescheuert.
Sie werden staum', wie braum id bin.

Wir fliejen alle Morjen aus,
und wenn wir uns ooch Blasen loofen . . .
am Abend jehn wir alle schwofen,
wir ha'm doch hier een Dorfsasthaus.

Det scheenfte is for mir der Stall.
Da bin id jar nich rauszukriejen.
Een Schwein und drei janz kleene Ziejen —
wat Siehet und so janz mein Fall.

Berlin is scheen und froß, jewiß —
doch hier det is noch velle scheener.
Nach sowat sehnt sich unseereener,
und wenn 't bloß eene Woche ist.

An Freitag komme id zurid.
Dann aber ran an Scheuerlappen!
Id werde ja ooch ieberschnappen,
wenn jar keen Schluß wär mit det Nid.

V. Anmerkungen zu den Sprachproben.

2. Der Erkenfteher Nante Strumpf in Berlin.

Froschens kneifen = Schmu machen. — Nante = Ferdinand.
— Perjemide = (Weihnachts)pyramide; s. S. 32. — pfeifen
= trinken. — schonst = schon. — Zivoli: Vergnügungsort.
— zweeunzwanzig: 22 war die Nummer des Dienstmanns
Nante.

3. Szene auf dem Spittelmarke.

annejiern: frz. ennuyer = langweilen. — Beobachter an der
Spree: in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts die Zeitung der
einfachen Leute Berlins. — Beerblansch: frz. beurré blanc
= Butterbirne. — Borschorfer: Borsdorfer Apfel. — Ellen-
reiter: Spottname für den Angestellten in einem Schnittwaren-
geschäft. — Em: nd. Form für „ihm“. — Feuertiener: offene
nach unten breiter werdende Holzgefäße, die mit Wasser gefüllt
gegen Feuersgefahr bereit standen. — Flederwisch: Gänseflügel
zum Abwischen; hier Schimpfwort. — Meße: kleineres Trocken-
maß. — milcherner Hering: der männliche Hering. — Nüsse
(spr. Nisse): Nisse sind auch die Eier der Laus. — Pipihut:
Wortwitz; = Bibihut (fr. bibi eig. ein Kosewort, dann von
einer bestimmten Hutform gebraucht). — Plausch = Plauderei.
— Teekessel: Dummkopf. — Tietkendreher: Neckname für den
Kaufmannslehrling und Handlungsgehilfen. — Wanschenver-
tilgungsmittel: Wansche = Wanze.

4. Berliner Republikaner.

comme il faut (spr. kummilfoh): wie es (er) sein soll. —
Fuggendarm: die Schutzmannschaft wurde in Berlin erst nach
den Märzunruhen 1848 gebildet.

5. Weihnachtsmarkt um 1850.

Schmalzfuchen: etwa unsern heutigen „Kamerunern“ vergleich-
bar. — Waldteufel und Knarre: zwei nicht gerade lieblich klan-
gende Musikinstrumente, die alljährlich zur Weihnachtszeit bei
der Jugend auftauchten.

6. Der Berliner Schusterjunge.

Buditerkeller: Schankgeschäft im Keller. — daherschlurffen: schleppend einhergehen. — ehmt = ebent = eben. — Filzpariser: Filzschuhe. — infamicht: von infam gebildet; = niederträchtig. — Pantinen: Holzschuhe; entlehnt aus frz. patin = Weiberschuh, heute = Schlittschuh. — Schäftestiefel = Schaftstiefel. — Struwelkopf = Strubbelkopf.

7. Berliner Droschkentutscher.

Allotria: eig. fremde Dinge; jetzt = Unfug. — Der einjehildete Kranke: Lustspiel des Franzosen Molière (1622–1673). — Feez: hier = Umstände, Aufheben. — Fiaker: einst in Wien ein zweispänniges, nummeriertes Mietsfuhrwerk; dann auch der Kutscher. — Kien: uff'n Kien sein = scharf aufpassen. — massenbach: verdreht aus massenhaft. — mies = häßlich, unangenehm. — mimen: aus dem Griechischen; = schauspielern, darstellen. — Stadtvogtei: das jetzt abgerissene Berliner Stadtgefängnis am Molkenmarkt. — Zockeltrab: der kurze (langsame) Trab; von zuckeln = sich stoßweise fortbewegen.

8. Das Bollmannlied.

balbieren: volkstümliche Form für barbieren. — Beeksee: am Südennde des Sees liegt Brandenburg zwischen mehreren Havelarmen. — massaktieren: eig. niedermeßeln, hier = mißhandeln.

9. Markthallensehnsucht.

Fressabilen = Fressabilien, Eßwaren. — Irude - Ofen = Grudeofen, ein mit Grudefoks dauernd warm gehaltener Ofen. — Karmnade = Karbonade. — sich menglieren = sich einmischen. — Mong diöh = frz. mon dieu, mein Gott! — Schmu machen: hier die Hausfrau bei der Abrechnung über den Einkauf um Pennige (die sogen. Schwänzelpennige) betrügen. — Das Subtile = das Zarte, Feine. — Trajoner = Dragoner. — „Mk“: humoristisches Beiblatt zum „Berliner Tageblatt“. — zingern: bezeichnet sonst das Gefühl, das man bei einem Stoß an dem sogen. Musstantenknochen hat.

10. Frühling im Tiergarten.

Garbe du Korps (spr. Gard 'düfohr): preussisches Kürasslerregiment. — Goethe marmorweiß: das von F. Schaper in Marmor ausgeführte, 1880 errichtete Goethedenkmal.

11. Det liebe olle Haus.

Berliner Zimmer: in Berliner Mietshäusern ein langgestrecktes, nach dem Hof gelegenes Durchgangszimmer mit einem Fenster.

12. Das Freibad.

Futt'rage = Futterage = Eshwaren, Proviant. — Kleebage = Kleidung, Kleider. — Kluft: aus der Gaunersprache; Kleid, Anzug. — Klundern: eig. nur der untere Teil der Frauenkleider. — mucksen = murren, widersprechen. — Schote: hier = Knallschote, Ohrfeige.

13. Für 10 Pfennige ins Kino.

sich aalen = sich rekeln, sich götlich tun.

14. AdF-Feriengrüße.

blechen = bezahlen. — Scheuerlappen: Aufwischlappen. — schwofen = tanzen. — Uffwasch: das noch nicht gereinigte Geschirr.
